
Johnson-Jahrbuch

Band 8/2001

Herausgegeben von

Ulrich Fries, Holger Helbig und Irmgard Müller

Vandenhoeck & Ruprecht

Redaktion: Holger Helbig

Umschlagbild: Andreas Lemberg, Uwe Johnson IV, Öl auf Leinwand

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Johnson-Jahrbuch. –

Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Erscheint jährl. – Aufnahme nach Bd. 1. 1994

ISSN 0945-9227

Bd. 8. 2001 –

ISBN 3-525-20908-8

© 2001, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Internet: <http://www.vandenhoeck-ruprecht.de>

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany

Satz: Competext, Heidenrod

Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Bernd Auerochs

Kalenderforschung

Zu: Thomas Schmidt, *Der Kalender und die Folgen*.

Uwe Johnsons Roman »Jahrestage«.

Ein Beitrag zum Problem des kollektiven Gedächtnisses

»Die vorliegende Untersuchung beruht auf der schlichten Annahme, daß ein Buch, das den Titel *Jahrestage* trägt, auch von Jahrestagen handeln muß.« Mit diesem Satz beginnt Thomas Schmidts Buch *Der Kalender und die Folgen*,¹ und als erstes reibt man sich verwundert die Augen. Wenn das so ist, wenn das unübersehbar so ist, sollte die inzwischen doch recht umfangreiche Johnson-Forschung tatsächlich an diesem Aspekt bislang vorübergegangen sein? Die Antwort auf diese Frage lautet: Ja, sie ist weitgehend, mit der einen oder anderen Ausnahme, deren wichtigste Schmidt selbst des öfteren diskutiert,² an ihm vorübergegangen. Das liegt nicht daran, dass das Thema nicht angesprochen worden wäre. Im Grundbuch der Johnsonforschung bis in die neunziger Jahre hinein, Norbert Mecklenburgs *Erzählte Provinz*, konnte man über den Titel von Johnsons Roman lesen: »Der Titel »Jahrestage« bezieht sich auf die erzählten Tage des Jahres 1967/68, welche die epischen Abschnitte liefern und zugleich, als *Erzähltage*, den Stoff von Jahren der Vergangenheit aufnehmen. Außerdem dürfte die thematisch belangvolle Bedeutung »Gedenktag« des

1 Schmidt, Thomas: *Der Kalender und die Folgen*. Uwe Johnsons Roman »Jahrestage«. Ein Beitrag zum Problem des kollektiven Gedächtnisses, Göttingen 2000, S. 11. Seitenangaben im Folgenden in Klammern im fortlaufenden Text.

2 Es handelt sich um Bond, Greg: *German History and German Identity*: Uwe Johnson's *Jahrestage*, Amsterdam 1993. Vgl. daneben auch: Schulz, Beatrice: *Lektüren von Jahrestagen*. Studien zu einer Poetik der *Jahrestage* von Uwe Johnson, Tübingen 1995.

Singulars ›Jahrestag‹ konnotiert sein.³ Schon in dieser Formulierung aber wird die lexikalisierte Bedeutung des Titels (also diejenige, an die man eigentlich zuerst denken sollte: Gedenktag) – als bloßer Nebenaspekt (»außerdem«) ins Spiel gebracht, und ein solcher Nebenaspekt ist der Jahrestag in der *Jahrestage*-Forschung denn auch geblieben; ja, gerade dort hat sich »Jahrestag« eher als terminus technicus für jene komplexen literarischen Gebilde eingebürgert, von denen es in den *Jahrestagen* 367 Stück gibt; und diese Bedeutung hat die ansonsten im Deutschen übliche Bedeutung überlagert. Schmidts Buch nun argumentiert ausführlich, geduldig, detailliert und methodisch reflektiert dafür, dass das Prinzip (oder die »Kulturtechnik«) Jahrestag eine zentrale Rolle in der Interpretation der *Jahrestage* spielen müsse – weil es eine zentrale Rolle im Text des Romans spiele.

Wie sein Untertitel bereits verrät, gehört das Buch in den Kontext der Gedächtnisforschung, die im vergangenen Jahrzehnt zu einer Art Leitparadigma der Kulturwissenschaften wurde. Es schließt sich damit auch an eine gegenwärtige Tendenz an, Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft zu verstehen und zu betreiben. Gegen diese Tendenz wurden in den letzten Jahren hauptsächlich zwei Argumente vorgebracht: zum einen, dass hier nur Althergebrachtes unter neuer Flagge segle; zum andern, dass die Philologie durch Fragestellungen ersetzt werde, die mit den literarischen Texten, um die es der Literaturwissenschaft gehe, letztlich nichts mehr zu tun hätten. Beide Argumente können Thomas Schmidt nicht treffen. Es ist gerade der philologische Befund, der ihn anlässlich der *Jahrestage* zum Ausflug in die Region des Kalenders und damit in die Kulturwissenschaft ermuntert. Und das, was Schmidt tut, ist wirklich neu und ungewohnt. Sehr schön lässt sich das an dem kleinen Unterkapitel »Nein. Nie.« – Zur Identifikation der Basisstruktur« (66–82) ablesen, in dem Schmidt die kontroverse Diskussion zum Tagebuchbegriff in der *Jahrestage*-Forschung aufnimmt. In diesem Kapitel zeigt sich, dass die Prominenz des Tagebuchbegriffs in der Forschung auf die Privilegierung der Gattungstheorie in der Literaturwissenschaft zurückzuführen ist. Um die Form eines Textes zu erhellen, greift man üblicherweise auf bereits literarisierte Formen, etwa das Tagebuch, zurück, die ihren Ort im literarischen Gattungsspektrum haben; nicht auf eine Form wie den Kalender, die ihren Ort in der Lebenswelt hat (auch wenn literarische Formen, wie etwa die Kalendergeschichte oder das Tage-

3 Mecklenburg, Norbert: Erzählte Provinz. Regionalismus und Moderne im Roman, Königstein/Ts. 1982, S. 182.

buch selbst, von dieser Form ihren Ausgang nehmen). Dieses Verfahren kann aber selbstverständlich sachlich unangemessen sein und sich nur einer Betriebsblindheit der Literaturwissenschaft gegenüber dem, was sie traditionell nicht kann, verdanken. »Letzten Endes,« so Schmidt am Schluss seiner Diskussion, »läßt sich resümieren, daß die *Jahrestage* nicht in erster Linie an einer literarischen Gattung orientiert sind, sondern bei aller Aufnahme literarischer Traditionen gleichsam durch diese hindurch direkt auf den Kalender zugreifen« (81). Der Kalender, als lebensweltliches Ordnungsprinzip, wird, sozusagen ohne Umweg über literarische Gattungen, zum Organisationsprinzip eines literarischen Textes. Realität und Fiktion werden damit – über den Kalender – so eng miteinander verklammert, wie das im Begriff der Fiktion und des literarischen Textes eigentlich gar nicht vorgesehen ist.⁴ Und hier haben wir vielleicht auch den Grund, weshalb sich vor Schmidt niemand so recht an die Untersuchung des Kalenders und der Jahrestage in den *Jahrestagen* gewagt hat: Es gab nicht nur kein literaturwissenschaftliches Instrumentarium für eine solche Untersuchung; auch die üblichen Annahmen über das, was ein literarischer Text sei oder zu sein habe, verhinderten wohl, dass Kalender und Jahrestag überhaupt als untersuchungswürdiger Gegenstand in den Blick gerieten.

Das Ungewohnte seines Vorgehens muss Schmidt sehr klar vor Augen gestanden haben. Denn er treibt einen beträchtlichen hermeneutischen Aufwand und verwendet sowohl seine einleitenden Bemerkungen als auch den gesamten ersten Teil seiner Untersuchung (»Ein ›Buch aus Jahrestagen‹. Der Erwartungsraum der *Jahrestage*«; 53–202) dazu, den eigenen Zugang zu den *Jahrestagen* zu plausibilisieren, auf mehreren Ebenen. Am Anfang stehen drei exemplarische Interpretationen zu einzelnen Tageskapiteln, in denen ein an ihnen zu begehender Jahrestag eine Art deutungsleitenden Hintergrund für den jeweiligen Tageseintrag darstellt: der 1. April als All Fools' Day, der 4. Juli als amerikanischer Unabhängigkeitstag und der 3. Oktober als Tag vor Rosch-ha-Schanah (dem jüdischen Neujahrstag), der, als letzter Tag des jüdischen Kalenderjahres, in jüdischen Gemeinden häufig als Totengedenktag Verwendung findet.

4 Schmidt wählt für die Bezeichnung dieser Verklammerung die Metapher der »Kalendermembran«: die »kalendarische Basisstruktur« ist »eine Art Membran«, die die durch Jahrestage erzeugten komplexen Bedeutungsfelder des Textes »direkt mit der Lebenswelt des Lesers zu vermitteln vermag. Denn der Kalender hat Geltung im Text und in der Lebenswelt« (23). – »Statthalter des Tatsächlichen« und »Opponent gegen den Hiatus zwischen Text und Realität« nennt Schmidt den Kalender an anderer Stelle (181).

In all diesen Fällen kommuniziert ein im Text der *Jahrestage* erwähnter Jahrestag eng mit dem thematischen Fokus eines oder mehrerer Tageskapitel, sei es, ironisch-sarkastisch eingefärbt, in der Weise semantischen Kontrasts (wie am 4. Juli, wo die Erinnerung an das Fischland als das »schönste Land in der Welt« [JT, 1495]⁵ gegen die »Selbstfeier der amerikanischen Nation« [50] steht), sei es in der Weise semantischer Solidarität (wie am 3. Oktober mit dem Totengedenken Gesines und den auf das Thema Tod konzentrierten Meldungen aus der *New York Times*). Bereits in diesen ersten Analysen des Buches zeigt sich mehreres: Die für die *Jahrestage* relevanten Jahrestage entstammen unterschiedlichem kulturellem Hintergrund und konstituieren damit ein interkulturelles Bedeutungsfeld für den Roman; sie sind in unterschiedlichem Grad an Explizitheit präsent (auf den 4. Juli wird bereits am 3. Juli angespielt, nicht am Independence Day selbst; der Tag vor Rosch-ha-Schanah kommt nur über die Erwähnung von Rosch-ha-Schanah, am Tag darauf, ins Spiel); und schließlich: das durch Jahrestage erschlossene Bedeutungsfeld muss sich nicht auf einen einzelnen Tageseintrag beschränken; mit dem einzelnen Datum bildet sich vielmehr ein »eigenes Verknüpfungsprinzip von Themen und Motiven heraus, die zu Teilen über den ganzen Roman verstreut sind« (36).

Nach diesen Proben von Textanalysen, wie sie umfangreicher dann den zweiten Teil der Arbeit füllen, widmet sich ihr erster Teil, wie bereits gesagt, der Plausibilisierung des gewählten hermeneutischen Zugangs. Deren erster Schritt besteht in einer (neueren Forschungen zur Paratextualität benutzenden) Analyse des Titels des Romans und einer Analyse der kalendarischen »Basisstruktur« (53–102); ihr zweiter in einer Theorie des kalendarischen Erinnerns und der Kulturtechnik Jahrestag (103–152), die hier, möglicherweise zu ihrem Nachteil, inmitten von Johnson-Forschung versteckt ist. Den zentralen Ertrag dieser Theorie für die Interpretation der *Jahrestage* sehe ich darin, dass Schmidt hier herausarbeitet, wie wichtig Kalenderfragen für kollektive Identität sind, wie man mit dem Kalender immer auch ein Feld des Machtkampfs und der sozialen Auseinandersetzung betritt, und wie sich im Prinzip Gedenktag Privates und Öffentliches zwanglos miteinander verschränken lassen – bekanntlich eine der wichtigsten Erzählintentionen der *Jahrestage*. Es folgen, als dritter Schritt, schließlich Überlegungen zum Verhältnis Kalender und (Roman)Text (153–202). Diese drei Unterkapitel versammeln

5 Schmidt hebt den Anglizismus in dieser Formulierung als versteckten Hinweis auf die Vereinigten Staaten als latentes Thema dieses Tageseintrags hervor (vgl. 45).

auch die gar nicht so seltenen Äußerungen des Schriftstellers Johnson zum kalendarischen Erinnern und machen damit deutlich, wie wichtig für ihn – und zwar bereits längst vor den *Jahrestagen* – das Prinzip Jahrestag war, in persönlicher und in öffentlicher Hinsicht; und sie können zeigen, dass für Johnson die Wahl eines kalendarischen Strukturprinzips die Lösung jenes poetologischen Problems bedeutete, mit dem er sich gerade in den sechziger Jahren herumschlug: dem Vorbehalt gegenüber der Fiktion, den er im Namen eines Erzählens, das historische Wirklichkeit erfassen wollte, machen zu müssen glaubte (vgl. 174ff., insbesondere: 177).

Aus den reichen (und teilweise auch verschlungenen) Überlegungen dieses ersten Teils möchte ich nur einiges, was mir wesentlich erscheint, hervorheben. Die wichtigste Erkenntnis, die aus der Analyse des Titels des Romans und der kalendarischen Basisstruktur hervorgeht, scheint mir zu sein, dass die *Jahrestage* nicht der bekannten und viel zitierten poetologischen Maxime Johnsons gehorchen, die da lautet: »Die Geschichte muss sich die Form auf den Leib gezogen haben.«⁶ Vielmehr gilt nach Schmidt umgekehrt: »In den *Jahrestagen* zieht sich nicht die Geschichte eine Form, hier zieht sich die Form die Geschichte auf den Leib« (87). Die kalendarische Struktur stellt, genauso wie etwa das Kohärenzverlangen der einzelnen Erzählstränge, einen inneren Zwang dar, der die Entfaltung der erzählten Geschichte mitsteuert, sie in Richtung kultureller Polyphonie und jener enzyklopädischen, klassisch-epischen Dimension des Romans treibt, die an Balzac, an Joyce, ja an Homer denken lässt: Über die »Kalendermembran« kann Wirklichkeit von allen Orten und Enden der Welt her in den Text hineindiffundieren. Genau diese Diversifikation des Sinnes, die der Kalender leistet, stellt jedoch auch ein hermeneutisches Problem dar. Wenn, greift man nur den passenden kulturellen Kontext heraus, potentiell jeder Tag ein Jahrestag sein kann, dann wird erstens jenes Prinzip des Jahrestags verletzt, welches verlangt, dass der Gedenktag aus einer Reihe nicht markierter Tage hervorgehoben und dadurch ausgezeichnet wird. Zweitens wäre damit der Roman letztlich der Sinngebung des Autors (und des Lesers) entzogen. So wie ein Roman, der wie *Finnegans Wake* gebaut wäre, notwendig mehr sprachliche Bedeutungen enthalten muss, als ein Autor überhaupt intendieren (und ein Leser realisieren) kann, würde sich bei

6 Johnson, Uwe: Wenn Sie mich fragen ... (Ein Vortrag) (1975), in: Eberhard Fahlke (Hg.), »Ich überlege mir die Geschichte ...«. Uwe Johnson im Gespräch, Frankfurt am Main 1988, S. 51–64, hier: S. 60.

einem konsequenten Kalenderroman das Spiel der kalendarischen Bezüge völlig verselbständigen.⁷ Mit anderen Worten: Hier stellt sich die Frage nach den Auswahlprinzipien, nach deren Maßgabe kalendarische Bezüge in den Roman eingehen sollten – und aus ihm herausgelesen werden können.

Schmidt hat sich die Antwort auf diese Frage nicht leicht gemacht. Die Antwort, die auf der Hand liegen würde – wie in so vielem in den *Jahrestagen* sonst auch selektiert Gesines Bewusstsein das Kalendermaterial – hat er nicht gegeben.⁸ Vielmehr formiert sich nach Schmidt in den kalendarischen Bezügen des Romans ein »impliziter Text«, den der hintersinnige, Versteck spielende Autor Johnson seinem Roman mitgegeben hat. Dieser implizite Text fungiert einerseits als ein (häufig ironischer) Kommentar zu einzelnen Stellen, Tageskapiteln, Bedeutungskomplexen des Romans. Über Bündelungen von Jahrestagen, ganzen Festkreisen, schließt er sich jedoch auch zu umfassenderen Sinnmustern zusammen, die mehr als punktuell erhellende Schlaglichter sein sollen; in einem Fall, dem des jüdischen Festkreises, sollen sich – so Schmidts These – seiner Verarbeitung in den *Jahrestagen* sogar interpretative Leitlinien für den ganzen Roman entnehmen lassen. Obwohl Schmidts Buch gerade an Einzelfunden des kalendarischen Blicks sehr reich ist,⁹ richtet sich im zweiten Teil seiner Untersuchung sein Hauptinteresse auf eben jene Verflechtungen von Jahrestagen, wie sie in Festkreisen vorliegen.

Dieser zweite Teil des Buches (»Es feiert ja Jeder seins«. Die Kalender der *Jahrestage*«; 205–353) beruht auf einer umfassenden Sichtung und Gruppierung der in Johnsons Roman verwendeten, d.h. erwähnten oder in Anspielungen präsenten Jahrestage. Sie sind im Register der Untersuchung erschlossen, ebenfalls hilfreich für die Benutzer der Arbeit ist ein

7 »Denn welcher konkrete Leser kann all jene Offerten realisieren, die die Kalendermembran ermöglicht?« (169)

8 Wie Schmidt am Beispiel Weihnachten zeigt (vgl. 194ff.), kann Gesine durchaus gelegentlich »Subjekt des kalendarischen Erinnerns« (199) sein, aber nicht durchweg: »Der hypertrophe Einsatz dieser kulturellen Mnemotechnik ließe sich nicht mehr in die Konstruktion von Subjektivität integrieren« (201).

9 In jedem dieser Einzelfälle stellt sich natürlich die Frage der Plausibilität der Zuordnung. Generell habe ich den Eindruck, dass der Autor mit großem hermeneutischem Takt verfahren ist. Bei der Beurteilung von Deutungen mit Hilfe des kalendarischen Blicks sollte man berücksichtigen, dass die Alternative zum Plausiblen hier meist nicht das Unplausible, sondern der Zufall ist – und dass dieser niemals ausgeschlossen werden kann. Natürlich könnte es Zufall sein, dass der »protestantische Jerichower Pfarrer Brühaver just am Reformationstag in die Handlung eingeführt« wird (201, Anm. 146). Aber ist es wahrscheinlich, dass es Zufall ist, in einem Roman, der *Jahrestage* heißt?

von Schmidt bereits 1999 veröffentlichtes »Synoptisches Kalendarium« zu den *Jahrestagen*.¹⁰ Schmidt teilt die für den Roman relevanten Jahrestage nach den beiden Polen der Erzählung Jerichow und New York in »mitgereiste« und »angetroffene« ein. Unter den in New York »angetroffenen« analysiert er zunächst den amerikanischen Festkreis. Dieser erscheint als institutionalisierte Feier nationaler Ruhmesgeschichte, die von Gesine distanziert und kritisch gesehen wird. Diese Sichtweise auf den amerikanischen Kalender harmoniert mit Gesines sonstiger amerikakritischer Haltung, die von der Forschung ja auch schon gebührend des öfteren herausgestellt wurde. Trotz dieser großen Evidenz des generellen Deutungsschemas liefert Schmidt auch hier subtile Einzelbeobachtungen, die die charakteristische ironisch-sarkastische Arbeitsweise Johnsons mit dem Kalender unterstreichen: Ich verweise exemplarisch auf die Deutung, die herausarbeitet, wie das schwarze Kind Francine mit Halloween und Thanksgiving verknüpft ist, als eine Art lebendiges Dementi der amerikanischen Integrations- und Familienideologie (vgl. 222ff.). Angetroffene Jahrestage sind in gewissem Sinne auch die jüdischen Feiertage, die durchweg in Johnsons Roman über ihre lebensweltliche Verankerung in New York eingeführt werden, sei es über die *New York Times*, sei es über Gesines und Maries jüdische Freunde, die aber, wie alle jüdischen Themen in den *Jahrestagen*, zugleich Gegenwart und Vergangenheit miteinander verknüpfen. Das Schlusskapitel von Schmidts Buch, das dem jüdischen Festkreis gewidmet ist (232–353), ist sicherlich das ambitionierteste des ganzen Buches, allein schon deshalb, weil hier der Autor so etwas wie eine Gesamtinterpretation der *Jahrestage* vorlegt. Es ist auch das Kapitel, für das ich ihn am meisten bewundere und bei dem ich zugleich mit ihm zu streiten beginnen möchte.

Die Basis von Schmidts Interpretation stellt auch hier die Zuordnung von einzelnen Festen zu Motiven der Romanhandlung dar. Ein vergleichsweise einfaches Beispiel ist Pessach. Am Sederabend, mit dem das Pessachfest beginnt, wird in den *Jahrestagen* erzählt, wie Cresspahl dem jüdischen Flüchtling Gronberg, Tabakhändler aus Schöneberg in Berlin, 1939 Hilfe verweigerte. Ein deutlicher Hinweis auf den nichtzufälligen Charakter dieser Zuordnung ist die Anachronie in der Jerichow-Erzählung: zu Pessach 1968 ist Gesines Erzählung bereits »im Jahr 1945 angelangt« (257) und greift, lediglich kalendarisch motiviert, auf das Jahr 1939 zurück. Schmidt macht deutlich, dass Gesine hier die einzige konkret

10 Schmidt, Thomas: Uwe Johnsons Jahrestage. Ein synoptisches Kalendarium, in: Johnson-Jahrbuch, Bd. 6, Göttingen 1999, S. 208–276.

benennbare *familiale* Mitschuld am Holocaust erzählt; es ist zugleich diejenige Schuld, die Gesine in den Sinn kommt, als sie Mrs. Ferwalter als Überlebende identifiziert (JT, 45), und die zwischen dieser Ersterwähnung und Pessach kein einziges Mal mehr thematisiert wurde (und auch später im Roman nicht mehr thematisiert wird). Der kalendarische Intertext lädt nun diese Episode symbolisch auf. Indem hinter Gronbergs Flucht der Auszug aus Ägypten kenntlich wird, wird auch klar, dass sich Cresspahl »an der Hoffnung vergangen« (256) hat, an der Befreiungshoffnung, die das zentrale Thema von Pessach ist.

In vergleichbarer Weise analysiert Schmidt auch Episoden, die sich um Sukkot und Chanukka gruppieren. Sukkot ist über Anita Gantliks Fluchthilfe für einen ostdeutschen Juden geradezu überdeutlich mit einem Motiv der Romanhandlung verbunden.¹¹ An Sukkot wird aber auch, an drei aufeinander folgenden Tagen, die Rückkehr der Cresspahls nach Deutschland als »Inversion des Auszugs aus Ägypten und der Aussicht aufs gelobte Land« (254) erzählt: Beamte des nationalsozialistischen Staates beglückwünschen Cresspahl »zur Heimkehr nach Deutschland« (JT, 195). Chanukka ist eng mit dem Nachbau des Cresspahlschen Hauses in Jerichow durch Marie verknüpft, jenem Geschenk Maries für Gesine, das an Weihnachten nicht überreicht werden darf und so in den jüdischen Kalender auswandert und sich in ein Chanukkageschenk verwandelt. Die motivische Verknüpfung läuft hier über das Einweihungsmotiv, das bei Chanukka dem Fest zugrunde liegt und in der New York-Erzählung durch die feierliche Enthüllung des Miniaturhauses aufgerufen wird. Thematische Einheit gewinnen Chanukka und jenes Haus, das zugleich ein »Haus der Schuld« und ein »Haus der Erzählung« sein soll, im Thema der Kontinuität/Diskontinuität. Während das Chanukkafest mit der Wiedereinweihung des zweiten Tempels durch die Makkabäer die Bewahrung der Kontinuität über die Krise hinweg feiert, wird am nachgebauten Haus, wieder in der Art einer Inversion, gerade die Emanzipation Maries aus jeglicher realgeschichtlichen Kontinuität verdeutlicht. Das Erbe des Hauses lehnt Marie ab, während sie am Haus der Erzählung mitbaut. Mit dieser Interpretation des nachgebauten Hauses, der komplexesten unter seinen Einzelinterpretationen, hat Schmidt überzeugend den Nachweis geführt, dass es neben der Katze Erinnerung noch ein zweites für den Roman zentrales Symbol in den *Jahrestagen* gibt – ein

11 »Nirgends sonst in den *Jahrestagen* wird die intertextuelle Kommunikation zwischen der Erzählung und dem jüdischen Referenztext derart offen ausgestellt« (252).

Symbol, das sich ebenfalls (wie die Katze Erinnerung) auf die Erzählproblematik bezieht und zugleich programmatischen Charakter für den ganzen Roman hat (vgl. 263–287).¹²

Schmidt begnügt sich nun nicht damit, solche Einzelanalysen von jüdischen Festen in ihrem Verhältnis zum Romantext zu geben, und er vereinheitlicht den Gebrauch des jüdischen Festkreises durch Johnson auch nicht dadurch, dass er ein vorherrschendes Deutungsschema (wie etwa beim amerikanischen Festkreis die Sozial- und Ideologiekritik) in ihm entdeckt. Vielmehr meint Schmidt, dass sich in der Abfolge des jüdischen Festkreises ein kohärenter und entzifferbarer impliziter Text verbirgt, der thematisch um die deutsche *Schuld* und formal um das Problem der *Überlieferung* kreist.

Zwischen diesen beiden Themen, Schuld und Überlieferung, scheint mir eine wichtige hermeneutische Differenz zu bestehen. Das Thema der Schuld entfaltet sich auch explizit an der jüdischen Kernthematik der *Jahrestage*, und es verlangt nicht nach einer Interpretation, die die Bezüge auf den jüdischen Festkreis vereinheitlicht; wie das oben erwähnte Beispiel Pessach deutlich macht, genügt zum Verständnis die Einsicht in die Beziehung zwischen dem semantischen Gehalt eines Festes und einer einzelnen Romanepisode. Umgekehrt wird das Thema der Überlieferung über das Generationenschema und die doppelte Beauftragung Gesines durch die Toten und durch Marie in den Roman eingeführt; das Generationenschema aber hat – mindestens auf den ersten Blick – mit dem Judentum nichts zu tun. Daneben gewinnt das Generationenschema die große Bedeutung, die ihm als Interpretament der *Jahrestage* von Teilen der Forschung wohl zu Recht zugewiesen worden ist, vor allem aus dem Schlusskapitel des Romans; von ihm aus gesehen wird die These, die Erzählung Gesines in den *Jahrestagen* sei als Überlieferung zu verstehen, erst so richtig plausibel. Will man nun, wie Schmidt, diese These vom jüdischen Festkreis her näher bestimmen, so verlangt sie den Blick auf das Ganze des jüdischen Festkreises – genauso wie den auf das Ganze von Gesines Erzählung.

Wie häufig bei seinen Einzelinterpretationen vertraut Schmidt auch hier auf die kontrastive Dimension des jüdischen Subtexts. Wie er unter

12 Eine (nunmehr revidierte) Vorstufe dieser Interpretation hatte Schmidt bereits 1994 vorgelegt; vgl. Schmidt, Thomas: »Es ist unser Haus, Marie.« Zur Doppelbedeutung des Romantitels *Jahrestage*, in: Johnson-Jahrbuch, Bd. 1, Göttingen 1994, S. 143–160.

Rückgriff auf Yerushalmi und Assmann ausführt,¹³ kennt das Judentum ein religiöses »Gebot der Überlieferung«, das sowohl in den jüdischen Festkreis eingelassen ist als auch jeden einzelnen Juden zur Erinnerung verpflichtet (vgl. 306f.). Ein solches Gebot ist Gesine Cresspahl unbekannt, Johnsons Roman nimmt es an keiner Stelle in Anspruch. Mehr noch: »die Startbedingungen für die Erzählung in den *Jahrestagen* und für die *Jahrestage* als Erzählung [sind] entschieden ungünstig, wollen beide im Feld der Überlieferung agieren« (303). »Unter den Bedingungen der Fremde, des verlorenen Erinnerungsraums und der toten Familienmitglieder« (308) sowie »im Schlagschatten der Moderne« (303), in der Tradition ohnehin einen schlechten Stand hat, agiert Gesine von vornherein in einer gestörten Überlieferungssituation. Weil hier keine selbstverständlichen Überlieferungsbedingungen mehr in Anspruch genommen werden können und das zu Überliefernde im Überlieferungsprozess erst produziert werden muss (316), ist das Erinnerungsprojekt auch keine kollektive Selbstverständlichkeit, sondern der sozusagen gewaltsame Akt eines einzelnen: daher die Stilisierung Gesines zum »Gedächtnismenschen« (Pierre Nora), zu, wie Schmidt sagt, »der Mnemopathin der deutschen Literatur« (308).

Schmidts Hauptgesprächspartner bei der Diskussion des Themas Überlieferung ist Günter Butzer, der dieses Thema in seinem Buch *Fehlende Trauer* ins Zentrum seiner Interpretation der *Jahrestage* gestellt hatte. Butzer hatte betont, dass es mit der Manuskriptübergabe an Kliefoth im Schlusskapitel der *Jahrestage* einen Überlieferungsweg zu den Toten gebe, dies freilich mit der Interpretation verbunden, der andere Überlieferungsweg – derjenige zu Marie – erweise sich im Roman als nicht begehbar, ja sei bereits lange vor dem Schlusskapitel gescheitert.¹⁴ So gelangte Butzer zu einer leicht morbiden Privilegierung des Überlieferungswegs zu den Toten: »Der Imperativ der ›Trauerarbeit‹: Erinnern des Vergangenen um der Zukunft willen! ist auf die *Jahrestage* nicht anzuwenden [...]. Die *Jahrestage* vermitteln keine Hoffnung auf die Zukunft, die sich als Appell an die Leser verlängern ließe. Sie überliefern einen Überlieferungsprozeß,

13 Yerushalmi, Yosef Hayim: *Zachor: Erinnere Dich! Jüdische Geschichte und jüdisches Gedächtnis*, Berlin 1988; Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992.

14 Butzer, Günter: *Fehlende Trauer. Verfahren epischen Erinnerns in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, München 1998, S. 120–128. Resümee des »Scheiterns« auf S. 129.

der selbstgenügsam und nicht für die Lebenden bestimmt ist.»¹⁵ Schmidt sieht demgegenüber das Ethos des Gestus der Überlieferung im Zur-Sprache-Kommen dessen, was erzählt wird (vgl. 319, 322). Indem die Generation vor Gesine im Roman in Kliefoth nur noch einen einzigen Überlebenden hat, wird mit den Toten gerade die Gefährdung des Gruppengedächtnisses deutlich; es wäre möglich, dass ihre Erfahrungen nicht zur Sprache kommen und mit ihnen verschwinden (vgl. 319). Gerade das aber macht das Ankommen der Überlieferung bei der nächsten Generation so dringlich. Der Begriff des Zur-Sprache-Kommens hat sozusagen eine interne Beziehung sowohl zur Vergangenheit als auch zur Zukunft. Es geht einerseits darum, der Erfahrung der jetzt Toten (auch ihnen selbst gegenüber) gerecht zu werden, andererseits darum, diese Erfahrung in die je gegenwärtige lebendige Kommunikationssituation hinüberzutragen.

Gerade von hier aus jedoch scheint es mir fragwürdig, die Überlieferungssituation in den *Jahrestagen* vom jüdischen Subtext her zu thematisieren: als »Überlieferung ohne Gebot« (307 u. ö.) im Kontrast zum »Gebot der Überlieferung«. Die Überlieferung von Generation zu Generation mag in Johnsons Roman »ohne Gebot« sein – sie ist doch nicht ohne (lebensgeschichtliches) Motiv und nicht ohne (ethisches) Interesse. Beides, Motivation und Interesse Gesines, der Toten, Maries ist in den *Jahrestagen* breit ausgestaltet und hat seinen Kern wohl in einem Gerechtigkeitsideal, das sich sowohl im Erzählten als auch im Erzählen zeigt. Die Orientierung am Gebotscharakter der Überlieferung scheint mir hingegen nur auf die ganz allgemeine Differenz der Tradierungsbedingungen innerhalb von Religion und Literatur (sowie eventuell: zwischen Tradition und Moderne)¹⁶ zu führen und damit für die Interpretation der *Jahrestage* zu unspezifisch zu sein, zumal das jüdische Überlieferungsgebot, anders als der jüdische Festkreis, nicht im Anspielungsraum des Romans präsent ist, sondern von Schmidt von außen an ihn herangetragen wird.

Ein zweiter Aspekt der Überlieferungsthematik geht über die Überlieferung im Roman hinaus und betrifft den Status des Textes der *Jahres-*

15 Ebd., S. 159.

16 Darauf zielt Schmidts Resümee der Überlieferungssituation in den *Jahrestagen* im Kontrast zur jüdischen religiösen Überlieferung: »Die Überlieferung ohne Gebot speist sich in den *Jahrestagen* aus einem heterogenen Katalog sozialer, psychischer, mnemonischer und narrativer Figuren, die eine entscheidende Differenz zu einer verbindlichen Überlieferungskonvention wie der der Juden etablieren. Sie ist als Prozeß und als Inhalt transparent, der Reflexion, der Distanzierung und der Kritik zugänglich.« (336)

tage insgesamt. Nach Schmidt »führen die *Jahrestage* eine Überlieferung in ihrem Entstehen und in ihrem Vollzug nicht nur vor, sondern wollen selbst auch Überlieferung sein: indem sie das Prekäre an diesem Anspruch zugleich mitformulieren.« – »Innerhalb welcher Grenzen und mit welchen Mitteln,« so Schmidts Fragestellung, »sucht die Erzählung einen Anspruch darauf zu erheben, selbst ein überliefernder Text zu sein?« (304) Bei der Antwort auf diese Frage scheint mir Schmidt am Ende seines Buches doch jenen Fehler begangen zu haben, den er bis dahin so sorgfältig vermieden hatte und den man *theoretical fallacy* nennen könnte: den Autor zu jenem Theoretiker zu machen, mit dessen Hilfe man ihn interpretiert. Der hier relevante Theoretiker ist Jan Assmann mit seiner Unterscheidung zwischen dem kommunikativen und dem kulturellen Gedächtnis: der face-to-face-Tradierung, die aus biologischen Gründen kaum je über mehr als drei Generationen hinweg gelingt, und den längerfristigen, im kulturellen Wissen (und damit auch in Speichermedien) aufbewahrten Überlieferungen. Schmidts These, wenn ich die Überlegungen am Schluss seines Buches richtig verstehe, scheint nun zu sein, dass die *Jahrestage* sehr wohl eine Überlieferung sein wollen, allerdings angesichts ausgesprochen aporetischer Bedingungen. Nach Schmidt siedeln sich die *Jahrestage* genau an jener Grenze zwischen kommunikativem und kulturellem Gedächtnis an, die im Verhältnis zum Nationalsozialismus gegenwärtig erreicht wird: Das kommunikative Gedächtnis beginnt zu erlöschen, und es stellt sich die Frage, was von seinen Inhalten den Weg ins kulturelle Gedächtnis der Deutschen findet. Johnson lenkt, so Schmidt, indem er mit Marie die letzte Generation thematisiert, die innerhalb des kommunikativen Gedächtnisses noch erreicht werden kann, den Blick auf »die Agonie des kommunikativen Gedächtnisses, die auch den Erinnerungen an die deutschen Verbrechen und an den Holocaust unausweichlich bevorsteht« (351); zugleich bahnt der Roman »der zur Sprache gekommenen biographischen Erinnerung keinen Weg ins kulturelle Gedächtnis«, er lehnt »im Angesicht des Vergessens kulturelle Erinnerungstechniken und Überlieferungsverfahren« ab (352). »Die *Jahrestage* überliefern die Überlieferung als Problem« (351). Und sie ziehen »den Anspruch auf einen Platz im kollektiven Gedächtnis am Ende wieder ein« (352).

Ich halte diese Thesen zwar für sehr interessant, aber zugleich auch für hochspekulativ und, wie ich hinzufügen muss, für nicht richtig. Zunächst möchte ich bemerken, dass man hieraus folgern müsste, das Ethos des Zur-Sprache-Kommens, das im Roman von so großer Bedeutung ist, würde von seinem Autor (für seinen Roman!) nicht geteilt. Noch

wichtiger ist mir ein methodischer Einwand. Ich denke nicht, dass Johnson ein Theoretiker des kollektiven Gedächtnisses war, und ich denke auch nicht, dass er die Schwelle zwischen kommunikativem und kulturellem Gedächtnis in den *Jahrestagen* thematisierte. Gerade mit seiner Bindung an Familiengeschichte und Beziehungen zwischen Personen bleibt das im Roman Verhandelte vollständig innerhalb des Rahmens des kommunikativen Gedächtnisses. Auf der anderen Seite ist die Frage nach dem Status des Romans als Überlieferung von vornherein nur mit seinem Schicksal innerhalb des kulturellen Gedächtnisses zu beantworten – ein Schicksal, von dem im Roman nicht die Rede ist und nicht die Rede sein kann. Die Grenze zwischen der *Überlieferung im Roman* und dem *Überlieferungsstatus des Romans* ist in gewissem Sinne dieselbe wie diejenige zwischen Fiktion und Wirklichkeit. Über diese Grenze hinweg Schlüsse zu ziehen, scheint mir illegitim, obwohl solche Schlüsse natürlich von der Metalepse der Manuskriptübergabe an Kliefoth (oder vom Schicksal der Tonbänder für Marie) provoziert werden. Aber kann man Metalepsen wirklich ernst nehmen? Und natürlich würde sich auch die Frage stellen, was konkret die *Jahrestage* denn sein wollen, wenn sie »eine Überlieferung sein wollen«. Kann die Antwort darauf (gerade wenn man die jüdische Überlieferung als Kontrastfolie heranzieht, wie das Schmidt tut) eine andere sein als die mehr oder weniger selbstverständliche, dass der Roman kein religiöser Text, sehr wohl aber ein literarischer »sein wolle«? Und spricht bislang irgendetwas dagegen, dass sich dieser literarische Text seinen Weg in jenen Teil des kulturellen Gedächtnisses bahnen wird, der gemeinhin literarischer Kanon genannt wird? Dass eines Tages die *Jahrestage* zu jenen wenigen Texten (unter ihnen gewiss nur wenige literarische) zählen werden, durch die der Holocaust, der Nationalsozialismus noch präsent sind im kulturellen Gedächtnis der Deutschen? Und dass dies durchaus in Johnsons Sinn wäre?

Wenn ich somit denke, dass die Interpretationsperspektive, in der Schmidt das Ganze der *Jahrestage* sieht, nicht in der Weise trägt wie seine Einzelinterpretationen, so soll diese Feststellung das Urteil über den Wert seines Buches nicht beeinträchtigen. Schmidt hat ein wichtiges, bislang übersehenes Thema in die Forschung eigentlich erst eingeführt und es zugleich umfassend und souverän bearbeitet, mit einer Fülle an Einzelergebnissen und Denkanstößen, die in einer Rezension natürlich nur andeutungsweise sichtbar werden können. Der weite Horizont seiner Darstellung verdankt sich – neben dem intellektuellen Niveau des Autors – auch den ausgezeichneten Kenntnissen Schmidts, nicht nur, was Johnson und die Johnsonforschung angeht, sondern auch in Bezug auf Literatur

zur Intertextualität sowie zum kollektiven Gedächtnis. Nicht zuletzt enthält Schmidts Buch subtile Argumente für die Zentralität der jüdischen Thematik in den *Jahrestagen*. Eine (hoffentlich bald zu erwartende) Studie, die diese Thematik in allen ihren Aspekten (und am besten im Kontext anderer literarischer Texte, die um den Holocaust kreisen) in den Blick nähme, hätte in *Der Kalender und die Folgen* die bislang beste Vorarbeit, die sie in der Johnsonforschung finden könnte.

PD Dr. *Bernd Auerochs*, FSU Jena, Institut für Germanistische
Literaturwissenschaft, Fürstengraben 14–18, 07740 Jena